

Heinrich Böll heute lesen? Zur Wirkkraft des Literaturnobelpreisträgers in unsere Gegenwart

Georg Langenhorst

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Langenhorst, Georg. 2003. "Heinrich Böll heute lesen? Zur Wirkkraft des
Literaturnobelpreisträgers in unsere Gegenwart." *Strukturen der Wirklichkeit* 2003 (1): 97–
104.



Heinrich Böll heute lesen?

Zur Wirkkraft des Literaturnobelpreisträgers in unsere Gegenwart*

Am 10. Dezember 1972 wurde Heinrich Böll in Stockholm der Literaturnobelpreis verliehen - als erstem Katholiken unter den deutschsprachigen Preisträgern; Heinrich Böll im Kreis von *Gerhart Hauptmann* (1913), *Thomas Mann* (1930), *Hermann Hesse* (1946) oder *Nelly Sachs* (1966). 30 Jahre nach der Verleihung steht sein Werk auf dem Prüfstand: Gehören die Erzählungen und Romane Heinrich Bölls bleibend zur Weltliteratur, oder waren sie nur in ihrem Zeit- und Gesellschaftskontext bedeutsam? Versinkt der Name Heinrich Böll wie die Namen seiner unbekannteren nobelpreisgekrönten Vorgänger *Rudolf Eucken* (1909), *Paul Heyse* (1911) und *Carl Spitteler* (1920) in der literarischen Vergessenheit oder wird er mit denen seiner großen oben aufgerufenen Vorgänger und im Gefolge seiner beiden Nachfolger *Elias Canetti* (1981) und *Günter Grass* (1999) lebendig bleiben? Wird man Heinrich Böll als großartigen Schriftsteller schätzen und lesen, oder primär als politisch-soziale Reizfigur der deutschen Nachkriegszeit in Erinnerung behalten?

Ein Leben zwischen Frömmigkeit und Rebellion

Bei keinem anderen deutschsprachigen Autor des 20. Jahrhunderts spielt die Auseinandersetzung mit Religion, Katholizismus und Kirchenkritik von Anfang bis Ende eine so entscheidende Rolle wie im Werk Heinrich Bölls. Am 21.12.1917 wurde er in Köln geboren, jener Stadt, die den Hintergrund, Entfaltungsraum und die Atmosphäre seiner literarischen Werke maßgeblich bestimmen sollte.

Wie tief sein Leben geprägt ist von echter Spiritualität, wie fest Böll verwurzelt war im rheinischen Katholizismus, das haben in ungekannter Tiefe die erst 2001 veröffentlichten Briefe des jungen Soldaten aus dem Krieg nachdrücklich bewiesen: „Wenn ich nicht an Christus glaubte, an die Wahrheit, die Wirklichkeit und das Wesen des Kreuzes, dann lebte ich einfach nicht, dann litte ich nicht, dann wäre ich einfach NICHTS“¹, schreibt der Vierundzwanzigjährige etwa am 24. Juli 1942 an seine Frau Annemarie. Und am 17. 08. desselben Jahres: „mein Leben soll keinen anderen Sinn haben, als für Christus, für das Kreuz zu leben und zu arbeiten“².

Was für ein weiter Weg von hier über die ungezählten literarischen Auseinandersetzungen mit der Institution Kirche, ihren Repräsentanten, ihren Dogmen und Moralvorstellungen, ihren gesellschaftlichen und politischen Verflechtungen bis hin zum offiziellen Austritt aus der Amtskirche im Januar des Jahres 1976! Wie alle großen Schriftsteller war Böll zu Lebzeiten umstritten. Seine Provokationen trafen auf heftigste Gegenwehr. Offizielle Vertreter der Kirche, der Stadt Köln, der Bundesregierung, der Presse bekämpften und diffamierten ihn, um ihn erst lange nach seinem Tod stillschweigend zu rehabilitieren und vereinnahmend für sich zu reklamieren. Heinrich Böll als vorzeigbarer kritisch-frommer Katho-

* Überarbeitete Version, Erstdruck in: *Christ in der Gegenwart* 54 (2002), S. 405-406.

¹ H. Böll: *Briefe aus dem Krieg 1939-1945*, hrsg. von J. Schubert, Köln 2001, S. 403

² Ebd., S. 440.

lik, als gefeierter Köln-Repräsentant, als in seinem solidarisch-humanistischen Engagement modellhafter Bundesbürger? – Im Leben des Schriftstellers selbst wären solche Etikettierungen undenkbar gewesen. Seine Lebens- und Werkgeschichte spiegelt den in seinem öffentlichen Vollzug einzigartigen Prozess eines Ringens um die Umsetzung großer Utopien: um die Vision einer wahrhaft demokratischen und menschlichen Gesellschaft auf der einen, die Vision einer frommen, christusförmigen Kirche auf der anderen Seite. Beide Utopien blieben unerfüllt, an beiden zusehendst zerbröckelnden Visionen arbeitete er sich ab, unermüdlich, ohne Kompromiss, ohne Resignation.

Die böllsche Kirchenvision? Zwar in Figurenrede, aber sicherlich im Sinne ihres Autors sprechen zwei Akteure in Bölls letztem Roman „Frauen vor Flusslandschaft“ (1985) unzweideutige Absagen aus: Die „Pfaffen“? „Natürlich brauchen wir die Pfaffen, als Dekoration und auch als Dekorateure (...), aber wir haben sie auch derart abgenutzt, aufgebraucht, dass wir sie nicht mehr nötig haben und sie uns bald lästig werden könnten.“³ Und wenig später: „Die Kirche hat ausgedient - hierzulande.“⁴ Provokation bis zuletzt! Der Konflikt um Kirche und Christentumsverständnis wird sich bis über Bölls Tod hinausziehen, als der aus der Kirche Ausgetretene von seinem Freund, dem Pfarrer und Maler *Herbert Falken kirchlich beerdigt wird* - bis heute Anlass zu heftigen Auseinandersetzungen. War das ein Zeichen eines letzten „Zukreuzen-Kriechens“ des am Ende doch gebrochenen Kirchenrebells? Geschah das gegen den Willen des Verstorbenen? War das ein Zeichen dafür, dass im Tod alle institutionel-

len Gegensätze überwunden sind?⁵ Das eine ist sicher: Kein Autor nach Böll hat so sehr die Fragen nach Religion und der Kirche als institutioneller Repräsentantin des Christentums in den öffentlichen gesellschaftlichen Diskurs eingebracht.

Ein Werk zwischen Vergessenheit und Aktualität

Doch in wie weit ist Böll 30 Jahre nach der Preisverleihung und 17 Jahre nach seinem Tod noch präsent im deutschsprachigen Kulturraum? Werden seine Bücher noch gelesen? Umfragen bei jüngeren LeserInnen führen meistens zu ernüchternden Ergebnissen: Böll wird einerseits nicht mehr oder kaum noch als Gegenwartsautor gelesen, andererseits noch nicht als lesenswerter Meilenstein der deutschen Literaturgeschichte betrachtet wie Thomas Mann oder Hermann Hesse. Das mag zum Teil daran liegen, dass die Generation der von Böll geprägten LeserInnen - unter Kritikern, Wissenschaftlern und Lehrern - noch ganz im Sinne einer Zeitgenossenschaft zu ihm und seinem Werk geprägt ist, die zwar für sie selbst stimmig ist, nicht aber für die jüngeren Generationen. Die Notwendigkeit der Vermittlung und die Überbrückung der eben schon historischen Distanz (zu Kriegserfahrung, 68er Generation, RAF, Friedensbewegung) sind noch nicht ausreichend erkannt.

Zu den Sperrigkeiten im Zugang zum Werk Heinrich Bölls zählt aber sicherlich auch die enge Konzentration auf den rheinischen Lebensraum um Köln, der zwar nicht alle Erzählungen, Romane oder essayistische Werke prägt, aber doch letztlich als böllscher Kos-

³ H. Böll: Frauen vor Flusslandschaft. Roman in Dialogen und Selbstgesprächen ¹1985, München 1990, S. 133.

⁴ Ebd., S. 139.

⁵ Zeugnisse dazu in: Georg Langenhorst (Hrsg.): 30 Jahre Nobelpreis Heinrich Böll. Zur literarisch-theologischen Wirkkraft Heinrich Bölls (Münster 2002). Dort ist erstmals die Predigt Herbert Falkens an seine Gemeinde anlässlich der Beerdigung Bölls abgedruckt, S. 57-61.

mos in Erinnerung bleibt. Kann das gelingen: Große Literatur zu verfassen in brennspiegelartiger Konzentration auf eine kleine begrenzte Welt? Zwar lassen sich erfolgreiche Beispiele für solche Versuche nennen: das „Dublin“ des *James Joyce*; das „Macondo“ bei *Gabriel Garcia Marquez*; schließlich das „Danzig“ bei *Günter Grass* - zweiter Literaturnobelpreisgekrönter deutscher Katholik nach Böll. Das Besondere des böllschen Werkes liegt jedoch in der engen Verschränkung von Regionalismus und konfessioneller Religiosität. Böll beschreibt eine Region, die entscheidend vom Katholizismus geprägt ist. Und so wie die Elemente der Zeitgeschichte, so sind auch die Rahmendaten der von Böll vorausgesetzten Kirchlichkeit inzwischen erklärungs- und übersetzungsbedürftig. Das Gottes- und Menschenbild, das Sündenverständnis, die Sicht auf Liturgie und Sakramente, die Einstellung zu Sexualität - all diese Faktoren, gegen die er anschreibt, von denen er sich produktiv freischreibt, sind heute bestenfalls noch als Erinnerung präsent. Konsequenz: Da die Folie seiner Werke zunehmend unbekannt wird, lassen sich auch die kreativen Gegenbewegungen immer mehr nur noch erahnen.

Auch die Rezeptionsgeschichte des böllschen Werkes bleibt ambivalent. Einerseits ist er nach wie vor einer der im Ausland am meisten gelesenen deutschen Autoren der zweiten Jahrhunderthälfte, gerade weil sich in seinem Werk die Zeitgeschichte der deutschen Nachkriegsgesellschaft über Wiederaufbau, Wirtschaftswunder und Staatskrisen ideal nachzeichnen lässt. Auch liegen für den schulischen Einsatz seiner Werke zahlreiche didaktisch gut aufbereitete Lektürehilfen bereit. Andererseits schreckt gerade die religiöse Dimension seines Werkes viele DeutschlehrerInnen ab, da breiten Teilen der Germanisten an deutschen Universitäten und Schulen jeg-

liches positives Bekenntnis zu Religion suspekt erscheint, vor allem wenn es sich um die vermeintlich „reaktionäre“ christliche Religion handelt.

In der öffentlichen Diskussion der Feuilletons ist Böll hingegen immer wieder präsent geblieben. Dem 1992 aus dem Nachlass veröffentlichten Frühwerk „Der Engel schwieg“ war breite Resonanz ebenso gewiss wie den zweibändigen „Briefen aus dem Krieg“ 2001. Weil die Auseinandersetzung mit Böll immer beides zugleich ist: Auseinandersetzung mit Literatur, aber auch Auseinandersetzung mit Zeitgeschichte, dringen Veröffentlichungen über Böll immer wieder in die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit. *Heinrich Vormwegs* - laut Verlagstext „erste große“ - Böll-Biographie „Der andere Deutsche“ aus dem Jahr 2000 etwa versucht ihn mit großer Sympathie als bleibend großen Schriftsteller und Menschen darzustellen, indem gerade seine spezifische Zeitgenossenschaft als Anlass und Zentrum seines Schreibens hervorgehoben wird.

Äußerst mangelhaft war bislang die Verfügbarkeit der Werke Bölls. Die Romane, Erzählungen, Essays und Interviews lagen in zahllosen unübersichtlichen Auflagen vor, textkritische Ausgaben fehlten weitgehend. Um so erfreulicher, dass sich Bölls „Hausverlag“ - der Kölner Verlag Kiepenheuer & Witsch - zum 30. Jahrestag der Nobelpreisverleihung endlich dazu entschlossen hat, eine textkritische, durchgesehene und kommentierte verlässliche Gesamtausgabe der Werke Bölls herauszugeben. Geplant sind 27 je um die 500 Seiten starke Bände, in denen auch noch unveröffentlichte Werke publiziert werden sollen. Diese „Kölner Ausgabe“ ist soeben im Herbst 2002 begonnen worden und ist auf neun Jahre angelegt. Mit dieser Ausgabe ist ein neuer Schub an öffentlicher Beschäfti-

gung und fundierter wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit Böll zu erwarten.⁶

Exemplarische Erinnerung: „Nicht nur zur Weihnachtszeit“

Wie soll man Böll selbst würdigen, nicht nur die Person, sondern vor allem das Werk? Eine bloße Werkübersicht wäre langweilig, ist weitgehend bekannt, lässt sich leicht in jedem Nachschlagewerk nachlesen. Der Weg ist bekannt: Von ersten Kurzgeschichten und bleibend lesenswerten Satiren über das berühmte „Irische Tagebuch“ von 1957 und die großen Romane wie „Ansichten eines Clowns“ (1963), bis hin zu „Gruppenbild mit Dame“ (1971) oder „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ (1974). Ich wähle hier den Blick auf ein ausgewähltes Werk, das repräsentativ für andere stehen soll.

Die Satire NICHT NUR ZUR WEIHNACHTSZEIT erlebt ihrerseits ein Jubiläum, sie wurde vor etwas mehr als 50 Jahren, nämlich 1951 geschrieben. Formell betrachtet folgt sie dem Konstruktionsprinzip des Überzeichnens. Die zentrale symbolische Idee ist die bereits im Titel anklingende Feier des Weihnachtsfestes am Heiligen Abend. Diese wird in der Figur der Tante Milla allegorisch überzeichnet. Wie? Nun, Tante Milla, die vor dem Krieg einen genauestens feststehenden Weihnachtsritus zelebrierte, verliert nach dem Krieg ihren Verstand. Sie fängt hysterisch zu schreien an, lässt sich nicht beruhigen, wenn das Fest einmal *nicht* gefeiert wird. Die Feier am Heiligen Abend wird dadurch zum „stetigen Fest“ (22) oder zur „ständigen Weihnachtsfeier“ (26). Immer und immer wieder müssen die Familienmitglieder und Bekannten Weihnachten für die Tante inszenieren, eben nicht

⁶ Deutung in Anlehnung an: Stefan Heil: Überzeichnen und Verweigern. Konstruktionsprinzip und religiöse Oppositionsstruktur in Bölls Satiren, in: Georg Langenhorst (Hrsg): 30 Jahre (vgl. Anm. 5), S. 226-238.

nur zur Weihnachtszeit. Die ursprüngliche Symbolik des Festes wird so natürlich in ihr Gegenteil verkehrt, ja: zur bedrückend alptraumartigen Last. Dieses Weihnachten mit dem Zwang zur künstlichen Heimeligkeit wird zum Symbol der bürgerlichen Restauration im Nachkriegsdeutschland.

Wie der Figurenname „Tante“ bereits andeutet, ist die Satire aus der Perspektive eines Neffen der Familie, eines Außenstehenden, erzählt. Der Neffe gehört jedoch auch zur bürgerlichen Familie, so dass die eingeschränkte Ich-Perspektive durch Vermutungen, Bewertungen, Kommentare zusätzlich skurril wirkt. Bereits die einleitenden Sätze machen dies deutlich. So beginnt der Ich-Erzähler die Satire mit den Worten: „In unserer Verwandtschaft machen sich Verfallserscheinungen bemerkbar, die man eine Zeitlang stillschweigend zu übergehen sich bemühte, deren Gefahr ins Auge zu blicken man nun aber entschlossen ist. Noch wage ich nicht, das Wort Zusammenbruch anzuwenden“ (7). Durch diese eröffnenden Sätze wird deutlich, dass der Ich-Erzähler ständig um Sprache bemüht ist, das für ihn unfassbare Geschehen innerhalb seiner „Verwandtschaft“ zu kommentieren. Er findet jedoch keine adäquaten Begriffe zum Ausdruck des sich quälend ständig wiederholenden Weihnachtsfestes und seiner Begleiterscheinungen. So bezieht diese Satire neben den Konstruktionsprinzipien des Überzeichnens ihre Ironie aus dem Ringen des perspektivisch gebundenen Erzählers um den passenden sprachlichen Ausdruck der zentralen Idee.

Im Verlauf der zwölf Kapitel umfassenden Satire wird die symbolische Idee immer weiter überzeichnet. Dabei verwendet Böll eine religiöse Oppositionsstruktur in Motivik und Figurenensemble, die die zentrale Idee als Gegenüber zu einem Ideal hervortreten lässt: Auf der einen Seite steht das überzeichnete Motiv des bürgerlichen Weihnachtsfestes aus der kulturell etablierten Religion, auf der an-

deren Seite die „Frömmigkeit“ eines Außen-seiters (7). Zum Symbolkreis „restauratives Weihnachtsfest“ gehören die Figuren Onkel Franz, Tante Milla, der Sohn Johannes sowie die Tochter Lucie mit jeweiligen Ehepartnern und Kindern; zum Symbolkreis „frommes Weihnachtsfest“ zählt vor allem der Sohn Franz, „das schwarze Schaf“ der Familie. Der erste Symbolkreis repräsentiert die bürgerliche Anständigkeit - Onkel Franz z. B. bekommt vom Ich-Erzähler das Etikett eines „christlichen Kaufmanns“, das „hart aber gerecht“ bedeuten soll. Durch ständige Wiederholung - nicht nur thematisch eine häufig verwendete Technik im Text - wird diese Bezeichnung ins Lächerliche gezogen. Das Weihnachtsfest selbst findet im Jahr 1946 statt, da während des Krieges und unmittelbar nach dem Krieg kein bürgerliches Weihnachten möglich war. In einem ganz genau festgelegten achtunddreißigminütigen Ritual - die so detaillierte Zeitangabe deutet auf die Technisierung des Festes hin - muss sich die ganze Familie um diesen Baum versammeln, Lieder singen und sich frohe Weihnachten wünschen, tagaus, tagein.

Böll beschreibt in den folgenden Kapiteln detailliert die Schwierigkeiten der Durchführung des Weihnachtsfestes nicht nur zur Weihnachtszeit, sondern während des gesamten Jahres - vor allem im Sommer. Ständig müssen nun zerschlissene Utensilien ausgetauscht werden, Weihnachtsbäume auch außerhalb der Saison gekauft und zugerüstet werden. Und keiner darf jemals fehlen, bis clevere Familienmitglieder entdecken, dass sie sich durch bezahlte Schauspieler ersetzen lassen können, was sie folglich alle regelmäßig tun. Kein Wunder aber, dass diese Belastung den langsamen Zerfall der Familie zur Folge hat: Der „christliche Kaufmann“ nimmt sich eine Geliebte, der Sohn Johannes wird Kommunist, die Tochter Lucie wandert mit ihrer Familie aus. Nur Tante Milla und ein engagierter alter Prälat fühlen sich wohl beim Fest. Durch die Überzeichnung der zentralen Idee

wird somit die Brüchigkeit der scheinbaren Anständigkeit herausgestellt. Das Weihnachtsfest wird zum bürgerlichen Horror und ist daher von seiner ursprünglichen Symbolik entfremdet. Es wird zum ausdrucksstarken Symbol der restaurativen Gesinnung der Nachkriegszeit, der Schrei der Tante Milla ist ein Schrei nach der vermeintlich heilen Welt der Vorkriegszeit, die sogar der Ich-Erzähler als „Zeit, von der ich angenommen hatte, sie sei vorbei“ (13) bezeichnet. Die Figur der Tante Milla wird damit zur Allegorie einer sehnsüchtig erinnerten Vergangenheit: sie besteht trotz des Krieges darauf, dass „alles so sein sollte wie früher“ (12) - ohne den eigentlich christlichen Inhalt des Festes hervorzuheben. Innerhalb dieser Allegorisierung ist auch jener pensionierte Prälat zu finden, der mit Tante Milla dieses Weihnachten immer wieder freudig mitfeiert. Dadurch wird ausgedrückt, dass die *Kirchenobrigkeit* zu diesem Motivkreis gehört im Gegensatz zum niedrigeren Klerus, dargestellt in den Figuren eines Kaplans, der sich mit natürlicher, „klerikaler Albernheit“ (21) dem Fest entzieht.

Anklänge an die eigentliche Bedeutung des Weihnachtsfestes finden sich jedoch in dem Symbolkreis „frommes Weihnachten“ andeutungsweise wieder. Weihnachten als Symbol für Frömmigkeit in seinem ursprünglichen Sinn als Verweis auf die Geburt Jesu wird jedoch deutlich bei dem Sohn Franz, der zum Entsetzen der Familie Boxer geworden ist und nach der Charakterisierung des Ich-Erzählers „schon in seiner Jugend schwermütig“ (7) war. Die anderen Familienmitglieder nennen dies „inbrünstiges Getue“ (7), Franz selbst bezeichnet das bürgerliche Weihnachtsfest als „Getue“ (8). Diese Doppelung im gleichen Wort, jedoch mit unterschiedlicher Bedeutung zeigt die Spannung zwischen Frömmigkeit und dem ritualisierten Weihnachtsfest. Frömmigkeit steht im Kontext einer Bezogenheit auf die Gegenwart, das Weihnachtsfest ist dagegen rückwärtsgerichtet und soll Altes restaurieren.

Der Ich-Erzähler führt diesen Gegensatz zwischen solcher Frömmigkeit als Form der individuellen Religiosität und dem Weihnachtsfest als Ausdruck restaurativ gedeuteter Religion bereits im ersten Kapitel ein. Dieses Oppositionspaar durchzieht dann den gesamten Verlauf der Satire in Bezug zur zentralen Idee des sich ständig wiederholenden Weihnachtsfestes. Franz schlägt z. B. vor, einen „Exorzismus“ (15) an Tante Milla vorzunehmen, wird aber dafür weiterhin geächtet. Eine weitere Stelle, die diese Opposition beschreibt, wird dann deutlich, wenn der Ich-Erzähler das Fernbleiben oder die Vertretung der Familienmitglieder durch Schauspieler als „Betrug“ tituliert, „den man keineswegs mit dem Adjektiv fromm wird belegen können“ (29). Weiterhin kommentiert der Ich-Erzähler zum Ende nach dem Verfall der Familie über Franz, „ich glaube, man kann seine Frömmigkeit getrost als übertrieben bezeichnen“ (31), ja redet sogar von „unverantwortlicher Frömmigkeit“ (31), da er seinen Beruf vernachlässigt und sich nur noch in „dämmrigen Kirchen“ (31) aufhält. Dies führt dazu, dass Franz schließlich als Laienbruder in ein Kloster geht. Die Satire endet mit der nochmaligen Gegenüberstellung der Oppositionsstruktur: Auf der einen Seite Tante Milla und der Prälat bei der abendlichen Weihnachtsfeier, die über die „gute alte Zeit“ reden; auf der anderen Seite die Frömmigkeit von Franz im Kloster, der zur Kirche eilt, „und seine Eile schien aufrichtig zu sein“ (34). Mit diesem Satz schließt die Satire.

Die Oppositionsstruktur zeigt also, dass beide Seiten letztlich zufrieden mit der äußersten Konsequenz ihrer Überzeugung sind. Zerrieben werden nur die Figuren, die auf Oberflächlichkeit des Weihnachtsfestes setzen wie Onkel Franz, Johannes und Lucie. Diese Figuren werden durch die Radikalität des Weihnachtsfestes aus der Bahn geworfen und müssen sich neu definieren. Interpretiert man die ständige Wiederholung von Weihnachten in dem eigentlichen Sinne des Festes, dass Jesus

jeden Tag geboren wird und dadurch ständig an ihn erinnert wird, fordert dieses Ereignis zu radikalen Umkehr auf. So verbleibt die Satire nicht an der Oberfläche einer reinen Konsum-, Gesellschafts- und Zeitkritik, sondern wird existentiell und zeigt den doppelten Boden dieser anscheinend heiteren literarischen Form. Damit wird ein Grundanliegen Bölls deutlich, nämlich die Diskrepanz zwischen erstarrter Religion und existentieller Religiosität hervorzuheben.

Vision und Wirklichkeit

Im Jahr 1973 schrieb Heinrich Böll eine Grußadresse zu *Karl Rahners* siebzigstem Geburtstag. Sie sollte in einer Festschrift erscheinen, die als ganze wegen der provokativen kirchenpolitischen Polemik dieses kleinen Beitrags letztlich nicht erschien. Erst 1975 wurde sie als „Verzögerter Glückwunsch“ in der Zeitschrift „Publik Forum“ sowie in der „Frankfurter Rundschau“ veröffentlicht. Ein desillusionierter katholischer Schriftsteller schreibt einem der größten Theologen des 20. Jahrhunderts! Freche Spitzen, durchaus typisch für das breite essayistische Werk Bölls: „Deutschland hat immer gute Theologen hervorgebracht“ - schreibt Böll mit Verbeugung in Richtung Rahner - um fortzufahren „und einen im Durchschnitt mediokren Episkopat“⁷. Vielleicht werde sich - so Böll - „ums Jahr 1995 herum jemand hinsetzen“ um die Geschichte des deutschen Nachkriegskatholizismus zu schreiben, als Dissertation oder Habilitation, aber: wird dieser Jemand noch einen Verlag dafür finden? „Wen interessiert das?“ Was werde bleiben außer den Namen Ida Friedrike Görres und Walter Dirks, oder den Theologen „Rahner, Küng, Metz, Ratzinger, Greinacher, Lengsfeld“...? Er wolle, so Böll weiter, „dem potentiellen Doktoranden von 1995 nicht zuviel

⁷ H. Böll: Verzögerter Glückwunsch. Für Karl Rahner, in: ders.: Essayistische Schriften und Reden 3, 1973-1978, Köln 1980, S. 242-246.

vorwegnehmen, nur noch rasch ein paar Peinlichkeiten erwähnen: die allerpeinlichste Fortschrittlichkeit, mit der deutsche Bischöfe in Rom 'Weltruhm' erlangten und 'Schlagzeilen' machten, und die niederschmetternde Heuchelei, mit der sie im eigenen Land jede, jede Hoffnung zerstörten". Bitterkeit spricht aus solchen Worten, verbale Abrechnung eines Machtlosen, dessen Beteuerung „Ärger, Zorn und Bitterkeit wollen nicht mehr aufkommen“ durch den Text als an sich selbst gerichteten Beruhigungsversuch entlarvt wird.

Nun schreiben wir nicht das Jahr 1995, sondern 2003. Doch Bölls in die Zukunft gerichtete Fragen haben sich noch nicht erledigt: Was ist geblieben vom „Nachkriegskatholizismus“? Welche öffentliche Rolle spielt heute noch Theologie? Wie stellt sich Kirche dar im von Böll noch nicht erahnbaren pluralistischen Kontext der Postmoderne? Die theologische Diskussion der Gegenwart greift solche Fragen zwar auf, die Öffentlichkeitswirkung solcher Themen bleibt freilich tatsächlich – wie vorausgeahnt – gering. Doch welcher Platz bleibt ihm, dem Schriftsteller Heinrich Böll, im Rahmen der längst Geschichte gewordenen Vision?

Zwei Dimensionen belegen seine ungebrochene Aktualität: die gesellschaftlich-politische, die ästhetische. Das (Wieder-)Lesen der Romane, Satiren und Essays Heinrich Bölls hält einerseits heutigen Lesenden einen Spiegel vor: Die Rückerinnerung an die Anfänge der Bundesrepublik, an den Aufbau, die Etablierung, die eigene Prägung des demokratischen Staates, an die enge Verquickung von Politik und Kirche lässt immer wieder innehalten - welche Weichen hätten anders gestellt werden können? Welche Erscheinungsbilder von Staat und Kirche könnten sich heute zeigen, wenn Entscheidungen damals anders ausgefallen wären? In dieser authentisch vermittelten Zeitzeugenschaft, in der literarisch fixierten Erinnerung an 40 prägende Jahre unserer

Gesellschaft liegt der eine bleibende Wert des Werks von Heinrich Böll.

Gleichrangig an dessen Seite tritt die ästhetische Qualität seiner Schriften, oft zu Unrecht vernachlässigt oder gering geschätzt. Die Nobelpreisvorlesung „Versuch über die Vernunft der Poesie“, gehalten am zweiten Mai 1973 in Stockholm, ist vielleicht das wichtigste poetologische Selbstzeugnis des Schriftstellers. Literatur zeichnet sich - so Böll hier - durch einen unerklärbaren „Rest Unberechenbarkeit“ aus, durch jenen nie genau definierbaren oder auflösbaren „Zwischenraum“, den wir „Ironie zu nennen pflegen“, vielleicht auch „Poesie, Gott, Widerstand, oder, modischer ausgedrückt, Fiktion“⁸. Dieser Zwischenraum, in dem nur jene eigenartige „Vernunft der Poesie“ herrscht, ist das Entscheidende für Schreibende und Lesende, für Denkende und Handelnde. Dieser Vernunft soll man vertrauen, so Böll, es ist entscheidend, dass man „ein wenig von ihrer Ruhe annehme und von dem Stolz ihrer Demut, die immer nur Demut nach unten, nie Demut nach oben sein kann. Respekt verberge sich in ihr, Höflichkeit und Gerechtigkeit und der Wunsch, zu erkennen und erkannt zu werden“. Aus dieser Haltung hat er geschrieben, in diesem ganz eigenen „Böll-Ton“ sind seine Prosawerke verfasst.

Kurz vor Weihnachten dieses Jahres wäre Heinrich Böll 85 Jahre alt geworden. Seltsam zu denken, dieser literarische Zeitchronist hätte die Entwicklungen der letzten Jahre weiter verfolgen können. Nicht schwierig sich auszumalen, was er zu den kriegerischen Konflikten der Gegenwart gesagt oder wie er die Entwicklungen der Kirche kommentiert hätte. Eine Stimme wie seine - die der provokativ-subjektiven, aber immer engagierten und menschlichen Zeitgenossenschaft - fehlt uns. Wie hatte Dorothee Sölle, politische Freundin

⁸ H. Böll: Versuch über die Vernunft der Poesie 1973, in: ders.: Essayistische Schriften und Reden 3, S. 34-50.

und literarische Wegbegleiterin, in ihrem Nachrufgedicht⁹ geschrieben?

Als heinrich böll starb

*Wer schützt mich jetzt
vor den projektilen der polizei
die in die unbewaffnete menge
schießt
wer schützt meine augen
vor dem tränengas
wer schützt unsere stimmen
vor dem knebel des schweigens
wer beschützt uns den verstand
vor bild boenisch & co
und wer unser herz
vor verzweiflung
wer unsere verzweiflung
vor kälte*

*wer erinnert uns jetzt
an das brot der frühen jahre
und den geschmack der schuld
und den geruch feuchter
klamotten
in einer engen wohnung*

*und das sakrament der geteilten
zigarette
wer erinnert uns jetzt
an diese art feindesliebe
die du höflichkeit nanntest*

*wer beschützt uns jetzt
vor uns selber
wer tröstet mich
mit untröstlichkeit
wer verspricht uns
nicht sieg unter einem himmel
der immer schöner
schimmernden kampfflugzeuge
aber wenigstens tränen
wer stärkt uns
mit waffenlosigkeit
wer bittet für uns*

Literaturhinweis:

Georg Langenhorst (Hrsg.): 30 Jahre Nobelpreis Heinrich Böll. Zur literarisch-theologischen Wirkkraft Heinrich Bölls. Mit Beiträgen von W. Gössmann, E. Kock, H. Küng, K.-J. Kuschel R. Neudeck, D. Sölle u. a. (Münster: LIT-Verlag 2002) 256 S., € 19,90.

⁹ Entnommen aus: Georg Langenhorst (Hrsg.), 30 Jahre (vgl. Anm. 5), S. 65.